

Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Dinſtag, den 12. December 1820.

149

Von dieſen Blättern erſcheinen wöchentlich drei Nummern Tage und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zuſammen viertelſ. um 15 fl., halb. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. und ohne Kupfer viertelſ. um 7 fl., halb. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. im Bureau dieſer Zeitschrift (Kohlmarkt Nr. 257) und bey H. Strauß in der Dorotheergaſſe; für Auswärtige aber durch die k. k. Poſtämter um 33 fl. halb. und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben ſind. Durch die Buchhandlung Tendler und Comp. wird dieſe Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland verſendet.

Der ſchwarze Tod des vierzehnten Jahrhunderts.

Von J. J. Littrow.

Wenn die Klage, daß das dem Menſchen zugetheilte Maß von Leiden die Freuden deſſelben oft überwiegt, gerecht iſt, ſo bringt man bey dieſer meiſtens etwas eigenſichtigen Behauptung gewiß manches nicht in Rechnung, was bey einer wahrhaft partheyloſen Schätzung nicht übergangen werden ſollte. Dahin ſcheint mir vorzüglich das Andenken an das bereits vergangene Unglück zu gehören, eine reine Quelle ſtiller, ſanfter, nie verſiegender Genüſſe, wenn wir nur aus ihr zu ſchöpfen wüßten. Aber ſo ſind wir Menſchenkinder, die wir uns ſo gerne das Meiſterſtück der Schöpfung nennen hören, die wir, wie unfere Kinder, nur in der Gegenwart, nur für heute leben, ohne uns, was wir auch von uns rühmen mögen, viel um vor- und rückwärts zu bekümmern, ſo nahe es uns auch angehen mag. Droht ein Uebel über uns einzubrechen, ſo zittern und beben wir — laſtet es mit ſeiner ganzen Schwere auf uns, ſo unterliegen wir oft kleinmüthig — und verläßt es uns endlich wieder, ſo iſt bald darauf alles bis auf die letzte Spur vergeſſen. Wer einmahl hoffnungslos auf dem Krankenbette lag; wer ſeinen Freund, ſeinen Vater, ſeinen Bruder ſterben ſah; wer ſein Liebſtes, was er auf Erden hatte, von ſeinem Herzen reißen mußte; wer immer zu irgend einer Zeit ſeines Lebens zu der großen Zahl der Unglücklichen gehörte, und wie wenige dürften davon eine Ausnahme machen — welchen Fond von immerwährenden, reichen Genüſſen würden dieſe unfere Leidensgefährten, wenn ſie nur wollten, bloß in der lebhaften Erinnerung an jene Tage des Kummers und der Wehmuth haben, die nun vorübergegangen um ſo wohlthätiger auf uns wirken müßten, je ſchwerer ſie in der Gegenwart auf uns drückten. Wer von einer gefahrvollen Krankheit ſich wieder erhebt von ſeinem Schmerzlager, welche Wolluſt iſt es für ihn, mit jedem Tage, an jedem Morgen nach ſo vielen ſchlafloſen Nächten ſeine Kräfte immer mehr und mehr wieder zu fühlen, wieder einzugreifen

in das Leben und in die gewohnten Geschäfte, wieder zurück zu kehren in den Kreis seiner Freunde und Bekannten, und Theil zu nehmen an den Freuden und Genüssen dieses Lebens. Welch ein unaussprechlicher Genuß ist es für uns, wenn wir das erste Mahl wieder nach vielen Monathen von unserm Krankenbette herausgeführt werden, an die wohlthätige Frühlingssonne, die uns mit neuem Leben durchströmt, und doch — nach wenigen Tagen schon stehen und gehen wir in ihren goldnen Strahlen, und denken nichts mehr dabey. Welche Wollust ist nach einer langen schmerzlichen Entbehrung, nicht der Genuß, zu dem wir noch zu schwach sind, nur der Wohlgeruch des Brotes — keine Blume ist mit ihm zu vergleichen, und wer einst in dieser Lage war, wird mich verstehen — und doch, nach wenigen Tagen schon wissen wir von allen dem nichts mehr, und genießen es, wie die Thiere der Weide ihr Futter, ohne etwas mehr, als die bloße thierische Befriedigung des Instinktes zu suchen. Wenn wir an jedem schönen Tage, wenn wir bey jedem folgenden Mahle nur einen flüchtigen Blick auf jene nun längst vorüber gegangenen Stunden werfen wollten, wie ganz anders würden wir die Gegenwart genießen, und welche Summe von Freuden würden wir uns verschaffen, die jetzt alle ungenüßt und ungekant vor uns vorüber ziehen, ohne eine Spur hinter sich zu lassen.

Was die Freuden und Leiden der Einzelnen gewähren, müßte in noch viel größerem Maße das Glück und Unglück thun, das ganze Völker, ganze Erdstriche trifft, und doch scheint es mit diesem nicht viel besser zu gehen, als mit jenem; ja wir gönnen uns so wenig von den Genüssen, die in der bloßen Erinnerung liegen, daß wir ihrer am Ende nicht einmahl mehr in unsern Geschichtbüchern erwähnen, und daß Katastrophen, die einst die ganze Oberfläche der Erde in Trauer und Verzweiflung stürzten, bis auf ihr Andenken unter uns verloren gehen.

Eine solche Katastrophe war die entsetzliche Pest, welche im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts die ganze damals bekannte Oberfläche der Erde verwüstete, den zehnten, in manchen Gegenden sogar den dritten Theil der Menschen hinwegraffte, Schrecken und Entsetzen in allen Reichen verbreitete, und die ganze Erde zu einem weiten Grabe machte. Diese schreckliche Krankheit, mit deren grausvollen Verwüstung kein anderes Unglück verglichen werden kann, was, so weit unsere Geschichte reicht, die Menschen traf, ist sonderbar genug so sehr unter uns vergessen worden, daß die meisten Ärzte, welche ich darum befragte, kaum von ihrer ehemahligen Existenz wußten, und daß man selbst in sehr bändereichen und umständlichen Geschichtbüchern der neuern Zeiten auch nur eine leise Erwähnung derselben vergebens sucht, während andere ähnliche, obschon mit dieser gar nicht zu vergleichende Erscheinungen, die Völkerwanderung, die Kreuzzüge u. d. gl. mit der redseligsten Weitläufigkeit beschrieben werden.

Eine so schreckliche Epoche verdient daher, wenn auch der im Eingange erwähnte wohlthätige Zweck dadurch nicht erreicht werden sollte, schon ihrer eigenen Merkwürdigkeit wegen, daß wir sie wieder in das Gedächtniß zurückerufen, und uns auf einen Augenblick in jene Zeiten versetzen, wo eine allgemeine Trauer die Erde bedeckte, und Schrecken und Verzweiflung in den Herzen unserer Vorfahren wütheten.

Die erste Nachricht, welche ich von dieser schrecklichsten aller Krankheiten, welche je das menschliche Geschlecht traf, erhielt, schöpfte ich während meines Aufenthalts in Rußland aus einem in der Sprache dieses Landes geschriebenen Werke, und ich bekenne, daß ich die schaudervollen Geschichten, welche dieses Werk enthielten, für erfunden oder doch für sehr übertrieben hielt, wenn auch nur aus dem Grunde, weil ich früher, und auch nach dieser Lektüre durch Nachforschungen bey den berühmtesten Ärzten jenes Landes nicht die geringste dahin gehörige Nachricht oder Aufklärung darüber erhalten konnte. Erst nach meiner Zurückkunft fand ich in Sprengels bekannten Beyträgen zur Geschichte der Medizin, und in Barnes History of Edward III. die nur zu gewisse Bestätigung jener beynahe ungläublichen Gräuel, von welchen die Chroniken dieser unglückswangeren Zeit wiederhallen.

Jedermann kennt die wahrhaft klassische Beschreibung der pestartigen Krankheit, welche in dem sieben und zwanzigjährigen peloponnesischen Kriege den Fall Athens nach sich zog, und schon im zweyten Jahre desselben den größten Staatsmann der alten Zeiten, Perikles, in ihren Strom mit fortzog. Thucydides, der erste Geschichtschreiber dieses gebildeten Volkes und vielleicht aller darauf folgenden Nationen, entwarf mit seiner kraftvollen, majestätischen Beredsamkeit ein schaudervolles Gemälde dieser Pest, die man jetzt noch nicht ohne Entsetzen lesen kann, obschon sie nur in einer der Volkszahl nach kleinen Nation, oder vielmehr nur in einer einzigen belagerten Stadt wüthete. Weiter verbreitet war die epidemische Krankheit, welche im Jahre 542 in Konstantinopel, diesem Pestlager, mehr als die Hälfte der Einwohner dieser volkreichen Stadt dem Tode opferte, von da in das Abendland drang, ihre Wuth vorzüglich in Italien äußerte, zweymahl Rom entvölkerte, und Angst und Schrecken unter alle Völker brachte. Aber so groß auch die Verwüstungen gewesen seyn mögen, welche sie auf allen ihren Zügen, die beynahe dreyßig volle Jahre währten, begleiteten, so kann sie doch nicht mit jener allgemeinen Pest des vierzehnten Jahrhunderts, mit dem schwarzen Tode verglichen werden, eine Benennung, welche sie, nachdem sie schon mehrere Jahre gewüthet hatte, in den nördlichen Reichen Europa's, in Schweden, Norwegen und Dänemark erhielt, und die daher rührte, weil die Leichen der von ihr ergriffenen Unglücklichen schon in wenigen Stunden nach ihrem letzten schmerzvollen Kampfe ganz kohlschwarz wurden. Damahls waren Trauer und Thränen, Angst und Verzweiflung, Krankheit und Tod nicht nur das Loos einzelner Familien oder einiger wenigen Völker, sondern fast aller Bewohner der ganzen weiten Erde. Alle drey damahls bekannten Welttheile biethen uns nichts, als ein weites, offenes Grab dar; kein Reich, keine Provinz, kaum eine Stadt oder ein Dorf blieb von den Verwüstungen dieser Pest verschont, mehr als der vierte Theil des damahls lebenden Menschengeschlechtes wurde eine Beute derselben, und was noch übrig blieb, quälte Furcht und Angst vor der drohenden Zukunft, die um so gegründeteter war, da diese entsetzliche Krankheit in verschiedenen Ländern gegen sechzig Jahre, von 1350 bis 1406 wüthete, nach und nach alle Reiche durchzog, und mehrere derselben drey- und mehrmahl besuchte, so daß man mit Recht sagen kann, daß seit Noahs Zeiten der Würgengel nicht so grausam verfahren ist, als in jener verhängnißvollen Periode, in welcher es ganz darauf abgesehen

schien, dem ganzen menschlichen Geschlechte auf die schmachlichste Weise ein Ende zu machen, und die ganze weite Erde in eine einzige Grabstätte, in eine menschenleere Wüste zu verwandeln. Als die allgemeine Noth ihren höchsten Gipfel erreichte, wurden in den geängstigten, jeden Augenblick das Äußerste erwartenden Unglücklichen alles moralische Gefühl, aller Sinn für Mitleid und Humanität jeder Art völlig erstickt, und jeder, nur mit seiner eigenen Erhaltung beschäftigt, kümmerte sich gar nichts mehr um alle Übrigen, so nahe sie ihm auch durch das Band der Freundschaft, des Blutes, der Religion oder des Vaterlandes verwandt seyn mochten. Wenn der Vater einer zahlreichen, ehemahls wohlhabenden und glücklichen Familie von der Krankheit ergriffen wurde, wenn an ihm nur der erste Ansat zu einem Pestfarsunkel, dem gewissen Vorbothen des nahen Todes, erblickt wurde, so wurde er ohne Schonung, ohne Mitleid, aber wohl mit Abscheu und Entsetzen so gleich auf dem kürzesten Wege durch das Fenster auf die Gasse geworfen, und da diese mit Leichen angefüllt waren, und es an Menschen fehlte, die auch für die größten Preise sich zu Todtengräbern brauchen ließen, so blieben sie da liegen, bis sie vermoderten und dadurch die Atmosphäre nur noch mehr vergifteten, und der verheerenden Krankheit immer neuen Stoff darbothen. So fanden Kranke und Sterbende nicht einmahl unter ihren nächsten Verwandten weder Pflege, noch Hülfe, da das beyspiellose allgemeine Sterben und die Furcht vor der großen und nur zu nahen Gefahr die Stimme der Natur und der Menschlichkeit ganz unterdrückte. Sitte und Gebrauch, alte von den grauen Vorältern bisher mit Sorgfalt beybehaltene Einrichtungen, Gesetze und Verordnungen, selbst kirchliche Vorschriften und religiöse Übungen — alles hörte auf, und nur der wildeste Trieb der Selbsterhaltung, sollte er auch auf der Zerstörung alles übrigen außer ihm beruhen, leitete die Handlungen der Menschen. Die Reichen, die Adeligen, die sogenannten Großen dieser Erde, die gleich dem letzten verachtenden Bettler von dem allgemeinen, verheerenden Strome mit ergriffen wurden, glaubten durch Herablassung, durch milde Gaben an die Dürftigen, die sie bis zur eigenen Verarmung verschwenderisch hingaben, am sichersten den Zorn des Himmels von ihren Häuptern abzuwenden, aber dieselben Bettler, die noch vor wenig Tagen mit flehenden Bitten vor ihrer Thür standen, oder mit neidischer Bewunderung den Glanz ihrer Herrlichkeit anstaunten, sich glücklich preisend, nur den tausendsten Theil von dem zu erhalten, was in dem Pallaste des Herrn nur ein einziger Tag von Überfluß und Wohlleben verschlang; dieselben Bettler, denen nun mit vollen Händen angetragen wurde, was sie früher umsonst mit ihren heißesten Thränen erstehet hatten, dieselben nahmen nun nichts mehr an, da sich der allgemeine Glaube verbreitet hatte, daß auf dem Geschenke der Großen der Tod sitze, eine Meinung, die daher kommen sollte, weil die Pest vorzüglich die Bornehmen zu ergreifen, und am liebsten unter ihnen zu wüthen pflegte, die an wollüstigere Genüsse gewohnt, mehr Anhänglichkeit an das Leben, also auch mehr Furcht vor dem Tode hatten, und die eben durch ihre frühere Lebensart ihren Körper verweichlicht und geschwächt hatten, so daß er jetzt den Angriffen der Krankheit viel weniger zu widerstehen vermochte, als jene der durch Arbeiten abgehärteten Landleute. In der That waren der Todtenopfer, welche dieser

Krankheit, besonders in den höheren Ständen, gebracht wurden, so viele, daß die meisten adeligen Familien gänzlich ausstarben, andere verarmten, oder in der Flucht zerstreut, sich unter der Masse des Volkes verloren, so daß beynahе keines der gegenwärtigen Häuser ihre Ahnen bis über diese Schreckenszeit hinaus mit einiger Sicherheit nachweisen kann.

(Der Schluß folgt.)

Pariser = Charakteristiken.

Von G. L. P. Sievers.

Die Ganner.

(Schluß.)

Diese sind gleichsam die sibyllinischen Schicksalsbücher, in welchen der Philosoph die Bestimmung des Menschen studieren möchte, ließe ihn nur die letzte Seite derselben nicht eben so unwissend, als er die erste begonnen hat. In der That, was dürfte interessanter seyn, als dem Lebenswandel von Individuen nachzuspüren, die, wäre ihnen das Schicksal hold gewesen, statt dann und wann in der Luft schwebend, oder um einen Fuß kürzer gemacht, ihren Geist aufzugeben, auf einem seidenen, oder dem sogenannten Bette der Ehre, gestorben wären.

Hört die kurzen Geschichten einiger dieser Ganner, so wie sie seit einigen Jahren zur öffentlichen Kunde des Publikums gekommen sind.

Eines Morgens tritt ein sehr gut gekleideter junger Mann in die Boutique eines ehrlichen Krämers in der Straße St. Jacques mit einer Geige unter dem Arme. Er kauft ein Geringes an Kaffee und Zucker, geräth dabey mit dem Krämer in eine Unterredung und fragt ihn am Ende, ob er musikalisch sey? Der Krämer antwortet: „Pas mal, Monsieur.“ Jener fragt, auf welchem Instrumente? Der Krämer versteht: „C'est moi qui donne de la trompette, quand, par hazard, le feu prend à notre paroisse.“ Der junge Mann bedauert, daß der Feuertrumpeter nicht Geige spiele, weil er ihm sonst einen wahren Amati um einen Spottpreis verkaufen könne. Zugleich reicht er ihm die unter dem Arme habende Geige dar. Der Krämer ergreift diese, klopft mit dem krummgebogenen Knöchel auf den Resonanzboden, hält das Ohr daran und sagt: „Monsieur, faites - moi le plaisir de me parler françois, j'ai oublié le latin.“ Ein Wort höhlt das andere; endlich erklärt der junge Mann, er besinde sich in der Verlegenheit, gegenwärtige Geige, welche unter Brüdern hundert Louisd'or werth sey, für zehn verkaufen zu müssen. „Oh que cela est drôle,“ ruft der Krämer voll Verwunderung aus, „un peu de bois dix Louis!“ Der junge Mann kommt zum Zwecke; er bittet den Krämer, ihm auf die Geige zehn Franken vorzuschießen. Dieser, auf welchen die Versicherung desselben von dem Preise der Geige nicht den allgeringsten Eindruck gemacht hat, meint, es sey doch immer gewagt, auf ein so winzig Stückchen Holz zehn Franken zu leihen. Der junge Mann macht Anstalt, die Geige wieder zu nehmen, dagegen aber den gemachten Ankauf von Kaffee und Zucker zurückzugeben. Der Krämer, wohl oder übel, versteht sich jetzt zu der Anleihe, schiebt den Zucker und Kaffee nebst zehn Franken hin und nimmt dafür die Geige in Besitz. Der junge Mann verspricht, am nähmlichen Tage wieder zu kommen und verläßt die Boutique, nachdem er dem Krämer noch vorher zugerufen hat: „Puisque vous êtes musicien, Monsieur, amusez-vous en attendant avec mon violon.“ Das läßt sich jener nicht zweymahl sagen; er beginnt, nach Herzenslust über die Saiten zu streichen. Plötzlich hält ein elegantes Cabriolet vor dem Hause; ein stattlich gekleideter Herr steigt aus, tritt in die Boutique und ruft in Verwunderung aus: „Mais quel superbe instrument que ce violon - là.“ Der Krämer horcht auf und sagt: „Vous êtes connoisseur, Monsieur?“ Das bejaht der Herr, besieht die Geige von unten bis oben, phantastet ein wenig darauf und ruft dann aus: „Jene me trompe pas; un véritable Amati et un des meilleurs que j'aie jamais vus.“ Der Krämer murmelt in den Bart: „Tiens, le même latin que me parloit l'autre!“

Der Herr will die Geige auf der Stelle für zwanzig Louisd'or kaufen. Dem Krämer wird nicht wohl zu Muthe; er faßt sich in die Haare und ruft verzweifelnd aus: „Ah que je suis bien une grande bête!“ Doch das hilft zu nichts; er gesteht endlich, die Geige gehöre nicht ihm. Der Herr fährt davon, nachdem er versprochen, am folgenden Tage wieder zu kommen, und das Instrument mit zwanzig Louisd'ors zu bezahlen. Zugleich läßt er, um den Handel gewiß zu machen, einen Doppellouisd'or zurück. Mit welcher Ungeduld jezt der Krämer den Besitzer der Geige erwartet, läßt sich begreifen. Dieser erscheint, zahlt die geliehenen zehn Franken zurück und fügt noch die Schuld für den gekauften Raffeh und Zucker bey. Der Krämer will sich klug bey der Sache benehmen und biethet, unter Vorspiegelung einer ihm schleunig angekommenen Lust, die Geige spielen zu lernen, dem jungen Manne einen Louisd'or für die seinige. Dieser hat, wie er jezt sagt, seine Meinung geändert; er will das Instrument nicht mehr verkaufen. Dem Krämer fällt der Fiedelbogen vor Schrecken aus der Hand; er biethet einen Franken und dann noch einen Franken und abermahls einen Franken mehr. Dem jungen Manne scheint die Geduld auszugehen. Trocken und kurzab sagt er ihm unter die Nase: „Vous voulez vous moquer de moi, Monsieur.“ Damit ergreift er die Geige und will von dannen gehen. Der Krämer, zitternd am ganzen Leibe, zieht ihn bey'm Rockschoße zurück, schließt seine Kasse auf, zählt zehn Louisd'or hin und sagt: „Tenez, Monsieur, voilà vos dix Louis. A' présent le violon est à moi. Der junge Mann erwidert: „Point du tout. Je n'ai plus l'intention de le vendre.“ Das Zittern des Krämers vermehrt sich. In Verzweiflung ruft er aus: „Mais, Tu Dieu, combien en voulez - vous donc?“ Jener nimmt hier den verdrießlichsten Ton von der Welt an und sagt: „Cela commence à devenir fatigant. Finissons! Il me faut quinze louis. Me les donnerez - vous?“ Der Krämer bedenkt in der Eile, daß ein Gewinn von fünf Louisd'or doch immer größer sey, als gar keiner, und zählt die funfzehn Louisd'or auf. Der junge Mann nimmt das Geld und geht von dannen. Nun wartet der Krämer bis an den folgenden Abend, und dann wieder bis an alle folgende Abende, der Herr soll kommen, der versprochen hat, die Geige für zwanzig Louisd'or zu kaufen, bis ihm endlich hinterbracht wird, daß diese nicht so viele Franken werth sey, wie er Louisd'or dafür gegeben habe.

Vor einem der reichsten Juwelierladen in der Straße Richelieu hält eine glänzende Equipage mit zwey Bedienten hinten drauf still. Ein Herr, der aussteigt von letztern Monseigneur betitelt und vom Juwelier mit entsprechender Höflichkeit empfangen. Er läßt sich Edelgesteine aller Arten zeigen, wählt, verwirft, handelt und betrügt sich ganz so, wie ein Mann, den ein Ankauf von funfzig bis sechzig tausend Franken vorsichtig in der Wahl des anzukaufenden Gegenstandes macht. Während der Zeit bittet ein Bettler draußen auf der Gasse vor dem offenstehenden Fenster des Bijouterie - Ladens um ein Almosen. Der Juwelier ruft ihm die übliche Phrase entgegen: Monsieur on ne peut rien faire. Der Bettler läßt sich nicht abweisen; er fährt von neuem fort: Au nom de Dieu, Messieurs, faites une petite charité à un pauvre malheureux qui meurt de faim. Dem Monseigneur scheint die Zudringlichkeit des Bettlers beschwerlich zu fallen. Als der Bettler immer nicht enden will, sagt er, dem Scheine nach auf's Äußerste gebracht: „Mais il faut en finir avec ce malheureux.“ Mit diesen Worten greift er in die Tasche, tritt vor das Fenster und reicht dem Bettler ein Stück Geld dar. Darauf wird der Handel von neuem vorgenommen; doch, der Monseigneur kann sich für heute zu nichts entschließen. Der Juwelier erhält den Auftrag, am folgenden Morgen um zehn Uhr sich mit einem Vorrathe von Edelgesteinen in ein bekanntes Wirthshaus (Hôtel) zu begeben und da nach dem und dem italienischen Herzoge zu fragen. Dann steigt der Monseigneur in den Wagen und fährt langsam davon. Jezt wird der Juwelier bey'm Wiedereinpacken seiner Edelgesteine gewahr, daß ihm ein kostbarer Diamant fehlt. Die Kommiss werden hinter dem Wagen hergejagt, dieser hält an und der Monseigneur, dem unter höflichen Bedeutungen der Hergang der Sache hinterbracht wird, findet die Zumuthung, sich in die Boutique zurückzubegeben, sehr vernünftig. Er läßt umkehren, steigt wieder aus und erbiethet sich, ehe noch der Juwelier den Muth gehabt hat, dieß zu begehren, sich von Kopf bis zu den Füßen durchsuchen zu lassen,

wobey er zugleich einem der Commis befiehlt, mit dem Innern seines Wagens daselbe zu thun. Vondes geschieht, aber der Diamant ist nirgends zu finden. Der Juwelier bittet den Monseigneur fast fußfällig um Verzeihung; dieser fährt davon, nachdem er noch den Juwelier wiederholt ermahnt hat, am folgenden Tage um zehn Uhr sich bey ihm einzufinden. Der Juwelier ermangelt nicht, dies zu thun, erfährt aber in dem besagten Hotel, daß nie ein italienischer Prinz des und des Namens daselbst logirt habe. Brauche ich noch hinzuzusetzen, daß der Bettler den Diamanten als ein Almosen mit sich genommen hat?

Mit der Erzählung folgenden Gaunerkniffs, der um so interessanter ist, als er aus dem Kopfe eines Frauenzimmers kommt, will ich meine Skizze beschließen. Eine prächtig gekleidete Dame tritt zu dem berühmten Cachemirhändler Gabriel im Passage de l'Orme in's Gewölbe. Sie verlangt Shawle von der ersten Qualität zu sehen. Nachdem ihr mehrere gezeigt sind, behandelt sie endlich einen derselben für 150 Louisd'or und bittet zugleich, es möge ihr, da sie kein Geld bey sich habe, ein Commis mitgegeben werden. Ihre Wohnung, sagt sie, sey in der Apotheke des bekannten Cadet de Cassicourt, Buonaparte's ex-apothecaire, und sie selbst eine Nichte dieses Mannes. Augenblicklich setzt sich der premier Commis des Herrn Gabriel mit der Dame in den vor dem Passage haltenden Wagen. Beyde langen vor dem Hause des Apothekers an; die Dame steigt aus, der Commis folgt ihr in den ersten Stock. Die Dame fragt einen Bedienten, ob Monsieur sichtbar sey? Nachdem diese Frage bejaht worden, bittet sie den Commis, einige Augenblicke im Vorzimmer zu warten, wobey sie ihm zugleich den Shawl übergibt. Dann tritt sie zu Hrn. Cadet de Cassicourt in's Zimmer. Kaum sind fünf Minuten verflossen, als Letzterer, den der Commis sehr gut kennt, das Zimmer öffnet und den jungen Mann mit den Worten: Entrez, Monsieur, zum Eintreten nöthigt. Die Dame nimmt den Shawl zurück, und sagt zu dem Commis: Adressez-vous à Monsieur; il va vous satisfaire. Damit entfernt sie sich. Kaum befindet sich der Apotheker mit dem Commis allein, als ersterer ein Gespräch beginnt, von dem Letzterer nach einer Viertelstunde so viel begriffen hat, daß ihn der Herr de Cassicourt von einer gewissen Krankheit heilen will, die er nicht hat. Der Commis protestirt; der Apotheker tritt endlich zum Schreibtische, schreibt einige Worte und reicht dem Commis ein Papier dar. Dieser nimmt es, in der Meinung, es sey eine Unweisung auf seinen Banquier, und empfiehlt sich. Im Vorzimmer besieht er den Zettel; es ist ein Recept! Er stürzt zurück und erfährt nun, daß er eine Mutter hat und von dieser der ärztlichen Behandlung des Apothekers sehr dringend empfohlen worden ist. Die vermeinte Mutter ist verschwunden.

Schauspiel.

Die Erwartung aller Musikkenner und Kunstfreunde ist endlich erfüllt, wenn auch nicht ganz befriedigt worden; den 4. Dec. sahen wir das unterbrochene Opferfest im Theater an der Wien; der würdige Veteran, der große Meister der Töne, Hr. Peter Ritter von Winter, k. bayrischer Hofkapellmeister, dirigitte seine Schöpfung, und Ute. Megger, seine berühmte und beliebte Schülerinn, sang den Part der Myrha. Leider widersetzte sich den hellen Strahlen dieser Sonne ein dichter Dunstkreis, und die beyden Gestirne vermochten nicht durch den Nebel zu dringen. Die Oper ist für einen echten Künstlerverein geschrieben, jedem seine Stelle angewiesen, die er erfüllen muß, soll nicht das ganze System sein Gleichgewicht verlieren. Hier war die ganze Umgebung der beyden Hauptpersonen, bis auf wenige Ausnahmen, unter dem Mittelmäßigen, und daher das Gesingen des Ganzen problematisch. Wir wollen zuerst die Satelliten des Jupiters und der Urania etwas näher beleuchten, damit doch das Ende unserer Arbeit sich lieblicher Strahlen erfreue. Vor allen Hrn. Schütz, der den Inka gab. Er distonirte häufig, und die merkbare Furcht, mit der die Rolle ausgeführt wurde, bessert nichts. Hr. Simon, that sein Möglichstes und verdarb weniger, doch was hilft guter Wille allein? Hr. Jäger, Murnay, hatte im Gesange recht gute Momente, z. B. im Finale des ersten Actes, in der Arie

des zweyten, doch fehlt ihm Kraft zur Durchführung der schwierigen Parthie, Spiel zur Darstellung des Charakters. Mad. Spitzeder, Elvira, sang ihre Arie in E-dur, ursprünglich in Es gesetzt, mit Bravour, und wurde beklatscht. Maffern, Hr. Seipelt, war nicht ganz bey Stimme; wir hörten ihn bey frühern Vorstellungen diesen Part weit besser vortragen, daher wir auch Zufälligkeiten nicht zu streng richten wollen. Der Oberpriester, Hr. Spitzeder, war seiner Rolle durchaus nicht gewachsen, er sang mehrmahl falsch, noch öfter nicht gut, und so wurde uns mancher Genuß verkümmert, das wunderliebliche Sertett in B-dur z. B.: „Zieht ihr Krieger, zieht von dannen,“ wo eine der Männerstimmen, bald Hr. Schütz, bald Hr. Spitzeder, bald Hr. Schimon immer zu tief war. Ull. Hornick, Sira, war da und sang, weiter wüßten wir nichts von ihr zu melden. Die Chöre hätten wir öfter hinweg gewünscht, denn besonders waren die Soprane und die Tenore unharmonisch, und man hätte sie, wie eine Violinsaiten, höher schrauben mögen. Das Orchester ehrte durch Aufmerksamkeit den berühmten Gast; zu kurze Bekanntschaft verursachte indessen manches nicht in einander Greifen. Nun wärmen wir uns wieder an den milden Strahlen der beyden Sonnen. Ull. Mehger, der die Liebeslaute des Gesanges ganz zu Gebote stehen, die natürliche Anlage und Kraft mit hoher Kunst vereint und als Müllerinn das Publikum entzückt, war auch im Opferfeste ein mild leuchtendes Kleinod; leider passte die Spielrolle nicht zu ihrer Individualität, leider war ihr die Singparthie zu hoch und, was das größte Unglück war, sie suchte zu sehr dem Publikum zu gefallen. Wer bey schon geschwächten physischen Mitteln durch Kunst seine Mängel zu bemänteln sucht und zu Routaden seine Zuflucht nimmt, weil er durch Ton und Gehalt der Stimme nicht mehr interessiren kann, ist zu bemitleiden und verdient weniger Tadel; wer aber mit einem herrlichen, zum Herzen dringenden Organe begabt, dem falschen Götzen der Mode huldigt, der versündigt sich an der Muse, die ernst und ewig rein den Tempel wahrer Kunst bewohnt. Gegen letztere möge sich Ull. Mehger verantworten, daß sie die herzinnige, einfache Arie: „ich war, als ich erwachte,“ zu einem Tummelplatze musikalischer, wir möchten sagen, mechanischer Fertigkeit gemacht hat; sie erhielt dennoch und verdiente auch vielen Beyfall; doch den der echten Kunst? — nein. Es sey uns hier erlaubt, einige Worte Goethe's anzuführen, die auf den jetzigen Zustand der Tonkunst Bezug haben. „Liebhaber und Künstler bilden sich wechselseitig. Der Liebhaber sucht nur einen allgemeinen, unbestimmten Genuß; das Kunstwerk soll ihm, ungefähr wie ein Naturwerk, bloß behagen. Wie schwer ist es, was so natürlich scheint, eine gute Natur, ein treffliches Gemälde an und für sich zu beschauen, den Gesang und des Gesanges willen zu vernehmen! — Weil die meisten Menschen formlos sind, weil sie sich in ihrem Wesen selbst keine Gestalt geben können, so arbeiten sie, den Gegenständen ihre Gestalt zu nehmen, damit ja alles loser und lockerer Stoff werde, wozu sie auch gehören. Alles reduciren sie zuletzt auf den sogenannten Effekt und alles ist ihnen relativ.“ Möge sich jeder daraus abziehen, was ihn trifft; das Jagen nach Effekt ist der Grund unseres Verderbens in der Kunst. Ull. Mehger sagt übrigens die tragische Deklamation nicht zu, wie das Finale des zweyten Aktes bewiesen. Sie mußte indessen das Duett mit Hrn. Jäger und ihre Kavatine wiederholen und wurde am Schlusse gerufen. Dieselbe Ehre widerfuhr Hrn. Ritter von Winter, dessen Meisterwerk, von vielen lieblichen Urgedanken durchstrahlt, die Zeit und den Fluch eines hirnlosen Textes glänzend besiegt und gleich Mozart's unsterblichen Gesängen zum Theile wenigstens niemahls altern wird. Weggeblieben war, wie gewöhnlich, die Rolle des Pedrillo, der die Oper zu einer heroisch-komischen stämpelt, sammt allen hiezu gehörigen Singstücken, als die dritte, vierte, zehnte Nummer des ersten, die dritte und achte des zweyten Aktes. Das Quartett: „Kind, willst du ruhig schlafen,“ wurde statt im ursprünglichen F-dur in E-dur gesungen.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.